

¶

Matthias Wegner

HANSEATEN

Von stolzen Bürgern und
schönen Legenden



Pantheon

Für Christiane und Konstantin

Es ist ein altes Lübecker Senatorsohnsvorurteil von mir,
ein hochmütiger Hanseateninstinkt, mit dem ich mich,
glaub' ich, schon manchmal komisch gemacht habe,
daß im Vergleich mit uns eigentlich alles Übrige minder-
wertig ist.

Thomas Mann

Städte leben von ihren Mythen
mehr als von ihren Wirklichkeiten.

Wolf Jobst Siedler

Jeder hat seine Heimat. Sie ist geträumt, unbeständig,
sie hat die einzigartige Form des Mangels.

Yasmina Reza

Inhalt

I.	Zwischen Nord und Süd	9
	Vom Blickwinkel des Autors	
II.	Navigare necesse est	20
	Vom Städte- und Männerbund der Hanse	
III.	Nutz und Frommen	34
	Von Idealismus und Bürgerstolz	
IV.	Patriotismus und Lokalismus	59
	Von guten Worten und Taten	
V.	Hilfreich, edel und fromm	83
	Von Künstlern und Kaufleuten	
VI.	Mit Lust bei den Geschäften	95
	Vom guten Essen und tüchtigen Bürgermeistern	
VII.	Nach dem Sturm	128
	Von Sehnsüchten und Ängsten	
VIII.	Das tausendjährige Familienübel	150
	Von »eigentlichen und uneigentlichen« Hamburgern	
IX.	Die Freiheit, die ich meine	174
	Von der »Revolutschon« und dem Zoll	

X.	Dieser herrliche Dampfer	189
	Vom Aufstieg und Fall einiger Könige der Meere	
XI.	Unbegreiflich schön, ehrwürdig und interessant	226
	Vom Bauen und Wohnen	
XII.	Papierenes Knistern	249
	Vom Kaiser und von der Kunst	
XIII.	Unruhe heißt die Schöpferkraft	279
	Vom Weg nach oben	
XIV.	Froh am heimischen Herd	307
	Von alten Visionen und neuem Kaffee	
XV.	Aufrechten Mutes	330
	Von den Schatten besserer Tage	
XVI.	Auf goldenen Wolken	347
	Von Aufbrüchen und Affären	
XVII.	Verraten und verkauft	384
	Von schönen Legenden und schrecklichen Taten	
XVIII.	Danach	423
	Vom Fluch und vom Segen eines Mythos	
	Bibliographie	441
	Personenregister	450
	Abbildungsnachweis	461

I. Zwischen Nord und Süd

Vom Blickwinkel des Autors



Der Norden war immer oben. Wann immer der Geographie-Lehrer in unserem Münchner Klassenzimmer die brüchige, leinene Deutschlandkarte an einem bedenklich schwankenden, fast an die Decke reichenden Holzständer befestigte, sie entrollte, um dann mit seinem langen, hölzernen Stab vor unseren gelangweilten Augen darauf herumzufahren, störte ich mich daran. Schließlich lag unser München mehr als fünfhundert Meter höher als die Nord- und Ostseeküste, und überdies fühlten »wir da oben« uns »denen da unten« unendlich überlegen. Dort oben – dort unten – zu leben, mußte der sibirischen Verbannung gleichkommen. Als eine von mir sehr verehrte Mitschülerin eines Tages heulend berichtete, daß ihr Vater nach Hamburg versetzt werde, sie also im nächsten Schuljahr dorthin übersiedeln müsse, bemitleideten wir sie sehr.

Freilich, auf mich traf dieser für uns alle ganz und gar selbstverständliche München-Patriotismus nur mit einer Einschränkung zu, denn ich war im September 1937 am Hamburger »Leinpfad« als Sohn eines hamburgischen Vaters geboren worden. Im Alter von zwei Jahren, bei Ausbruch des Krieges, hatte es mich mit Mutter und Schwester an den Rand von München verschlagen, wo ich die nächsten zwanzig Jahre bleiben sollte. Mein Vater mußte zum zweiten Mal in einen Krieg ziehen. Danach hatte er als eingefleischter »Hanseat«, dessen Familienbande sich über Hamburg, Bremen und Lübeck verzweigten, sein Leben in Hamburg wieder aufgenommen.

Wann immer er uns nun besuchte und vom Norden erzählte, vermochte mich nichts daran zu fesseln: weder das flache Nord- und Ostsee-Land, dessen Weite er den Hügeln und Bergen unserer Umgebung vorzog, noch gar die befremdlich nüchternen Weihnachtsbräuche (er ließ nur weiße Kerzen und Silberlametta gelten – für uns

mußte ein Weihnachtsbaum rote Kerzen, Lebkuchen, Rauschgoldengel und Goldlametta tragen, ganz zu schweigen von dem malerischen Klimbim vom Münchner Christkindlmarkt). Wir zerrten ihn durch Dorfkirchen und Klöster von der Wies bis nach Berchtesgaden, durch die Märchenschlösser des Bayernkönigs Ludwig II., zeigten ihm am Ostufer des Starnberger Sees ehrfürchtig dessen Sterbestelle, führten ihm stolzgeschwellt unsere Skikünste vor, verblüfften ihn mit bayrischen Gutturallauten und wanderten mit ihm auf Bergspitzen, das Land der Bayern mit glühender Seele suchend.

München mauserte sich allmählich zur »heimlichen Hauptstadt« der alten Bundesrepublik. Anders als in anderen Städten hatte man die Verschandelung seines alten Stadtbildes durch Neubauten in Grenzen halten können. Gewiß: die politischen Verhältnisse in München und Bayern waren – es entging uns nicht, aber es störte uns auch nicht – konservativ, restaurativ, zuweilen auch aggressiv gegenüber allem Fremden. Der Fortschritt schien anderswo, nördlich von München, zu Hause. München war auch damals längst wieder die Stadt der brachialen, nicht unter strenger Kühle verborgenen Widersprüche, zwischen Heidnischem und Christlichem, Sinnenlust und Arbeitswut, ein Schmelztiegel unterschiedlichster Strömungen und »Zua-groaster«, eine außerordentlich lebendige Mixtur aus Bodenständigkeit, hemdsärmeliger Opposition und den neuen Einflüssen der ausländischen Besucher, allen voran die von uns bewunderten Amerikaner.

Nach dem Ende der Hitler-Jahre, deren politische Bedrückung wir dank der vorsichtigen, aber eindeutigen Anti-Haltung unserer Mutter zu verdrängen rasch gelernt hatten, war München bald wieder eine aufregende Drehscheibe der Kultur geworden: hier lebten viele Schriftsteller, blühte sowohl das klassische wie das neue, vornehmlich aus Frankreich und den angelsächsischen Ländern importierte Theater, hier gab es eine reichhaltige Musik- und Malerei-Kultur, hier gab es eine »Süddeutsche Zeitung«, die dank ihres Chefredakteurs Werner Friedmann regionale und lokale Interessen, geistiges Weltniveau und Toleranz auf eine bis heute nicht übertroffene, ebenso amüsante wie seriöse Weise zu verbinden wußte. Unmittelbar nach dem Kriege hatte es die von amerikanischen und jungen deutschen Journalisten redigierte »Neue Zeitung« gegeben – ihre Lektüre markierte die erste,

unvergeßliche Begegnung mit einer neuen Zeit und einem neuen München, dessen grobschlächtige Nazis nun wie vom Erdboden verschlungen zu sein schienen.

Als ich viele Jahre später Karl Wolfskehls Essay »Das unsterbliche München« las, den der 1933 außer Landes gejagte Dichter wenige Jahre vor der nationalsozialistischen Machtübernahme geschrieben hatte, verstand ich nur allzu gut, was er mit den Worten gemeint hatte: »Die einzelnen Persönlichkeiten, die einzelnen Gruppen, die Ideen, die Methoden: alles fand hier in irgendeiner Weise oder irgendeiner Epoche und Phase seines Werdens eine entscheidende Einwirkung. War München nicht die Geburtsstätte geistiger Bewegungen, so wurden die anderswo entstandenen Keime hier zum Blühen gebracht oder kamen als mehr oder weniger absurder Most hier zum Gären, ihr besonderer Lebensduft entwickelte sich hier, schuf und belebte die Atmosphäre, die München zauberisch umgab; die un-nachahmlichen Lebensmöglichkeiten erzeugten für Jugend und Geist eben »München«, jene begrifflich so schwer zu umfassende und dennoch unserem Gefühl so deutliche, so vertraute Einheit von Werden und Verschwinden, von ewiger Gegenwart, zweckloser Schönheit, Hingabe und Rausch: noch einmal gesagt, vom Jungsein.«

Was mir damals einen bis heute sehr gegenwärtigen Eindruck machte, war die münchenerische Verbindung von Volks- und Hochkultur, die Erfahrung, daß sich in dieser Stadt aufsässiges, die Obrigkeit attackierendes Bauerntheater und »klassisches« Theater auf wundervolle Weise ergänzten. Ähnlich verhielt es sich mit der Volksmusik, die trotz oder gerade wegen ihres in Jahrhunderten gewachsenen, alles andere als stereotypen Traditionalismus eine provokante Freude am eigenwilligen, respektlosen Umgang mit eingefahrenen Verhaltensmustern verströmte. Das Festhalten an Trachten und Ritualen hat in Bayern die Entfesselung einer kritischen Phantasie nie wirklich behindert – Katholizismus und Aufsässigkeit, strenge Geistes-Disziplin und künstlerische Höchstleistungen (der Bayrische Rundfunk erschien uns mit seiner behaglichen Mischung aus lockerem Humor und intellektuellem Anspruch als deren Gralshüter) verbanden sich für mich mit einer stimulierenden Leichtigkeit und ansteckenden Freizügigkeit. Daß Ludwig Thoma unter Pseudonymen

antisemitische und reaktionäre Hetzschriften initiiert hatte, konnten wir später, als die Einzelheiten darüber zum Vorschein kamen, nicht glauben.

Inzwischen reiste ich in den Ferien notgedrungen nach Hamburg, wo mich mein Vater rastlos mit norddeutscher Lebensart und der gesitteten Zurückhaltung sorgfältig gekleideter Familienangehöriger und Freunde bekannt machte. Er versuchte, mir von seinem unantastbaren »hanseatischen« Überlegenheitsgefühl etwas abzugeben, führte mich zu seinen zahllosen Verwandten in Bremen oder Lübeck, schleppte uns durch Backsteinkirchen, die ich im Gegensatz zu den farbenfrohen Barock- und Rokoko-Kirchen Bayerns als düster und unheimlich empfand. Die wohlige Wärme und befreiende Lustigkeit unseres bayrischen Zuhauses suchten wir hier vergeblich. Thomas Mann hatte ja auch seine Erzählung »Gladius Dei« nicht mit den Worten »Lübeck leuchtete«, sondern »München leuchtete« eröffnet – es war für die Stadt wie ein Ritterschlag.

Wie anders die Bewohner seiner neuen Heimatstadt München mit Kritik umzugehen wußten, hat Thomas Mann, der junge Redakteur des »Simplicissimus«, nur zu sehr zu schätzen gewußt. Nach der Enge und Wohlanständigkeit der heimatlichen Hansestadt schien ihm das vergnügte und kunstsinnige »Isar-Florenz«, damals auf dem Höhepunkt seiner Attraktion für die Musen und ihre Töchter und Söhne, wie ein heilsamer Brunnen. München leuchtete eben. Erst bei seinem umjubelten Besuch von 1953 in Hamburg werden anlässlich einer Lesung aus »Felix Krull« in der Musikhalle dann etwas lebenswürdigere Worte über die alte Heimat fallen, und diesmal ist es keine fiktive Figur, sondern der Autor selbst, der sich vernehmen läßt: »Im Alter atme ich noch einmal die Luft der Heimat, hanseatische Luft – nicht gerade die Lübecks – es muß ja nicht unbedingt Lübeck sein, Hamburg tut es auch.« Besonders zwei der von Thomas Mann beifällig genannten Gastgeber hatten übrigens dazu beigetragen, ihm den Aufenthalt zu verschönen: sowohl im Hause des Kultursenators Biermann-Ratjen, meinem Schwiegervater, wie auch bei Christian Wegner, meinem Vater, machte er einen ausführlichen Hausbesuch. Dabei spielte auch ein Gespräch über ein alle drei Herren sehr faszinierendes Buch einer »Hanseatin« aus Bremen eine Rolle – aber davon später.

Mein Horizont weitete sich jedoch allmählich. Reisen und Ferien in Frankreich, England oder Italien führten zu einer allmählichen Relativierung der bayrischen Glückseligkeit. Schön war es auch anderswo. Irgendwie wuchsen Lust und Neugierde, in eine andere Lebenswelt zu wechseln – und sei es die des Nordens –, allmählich doch. Anfang der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts war es schließlich soweit: Die Schalmeienklänge meines Vaters hatten ihre Wirkung getan. Ich zog nach Hamburg. Ich bin dort geblieben. Ich lebe seither unter echten und vermeintlichen »Hanseaten«. Die norddeutsche, zurückhaltendere Lebensart wurde zunehmend auch die meine. Ich habe den Norden lieben gelernt. Die »kühlen« Küstenstädte machen es den Neuankömmlingen gewiß weniger leicht, sich zu akklimatisieren, als die »Stadt mit Herz« im Süden. Aber wer einmal hier Tritt gefaßt hat, weiß ihre Vorzüge zu schätzen.

Es sei mir eine kurze Abschweifung in die Lebensgeschichte meines Vaters erlaubt. Ohne sein patriotisches Werben, ohne seinen unbekümmerten »Hanseatenstolz«, vor allem aber ohne seinen oft bewiesenen Mut in bedrohlichen Lebenslagen hätte ich für das »Hanseatische« wohl niemals Neugierde entwickelt. So schulde ich ihm an dieser Stelle ein freundliches Gedenken. Max Christian Wegner, am 9. September 1893 in Hamburg geboren, bei seinem aus Bremen stammenden Onkel Anton Kippenberg zum Verleger ausgebildet, war als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg Fliegeroffizier. Bei einem Luftduell im offenen Flugzeug wurde er verwundet. Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er wieder als Offizier einberufen. Ein »kameradschaftliches Beisammensein« mit anderen Offizieren im belgischen Lille im April 1944 nutzte mein Vater dazu, deutlich seine Ablehnung des Hitler-Regimes auszusprechen, was ihm einen Prozeß wegen »Wehrkraftzersetzung« einbrachte (ein Delikt, das oft mit dem Tod bestraft wurde). Die Strafe fiel – dank eines ihm erkennbar gewogenen Kriegsgerichtsrats – milde aus: vier Jahre Gefängnis. Nach einem halben Jahr hinter Gittern wurde er, des militärischen Rangs entkleidet, als »Kanonenfutter« an die Ostfront geschickt. In Königsberg angekommen, entfernte er sich von der Truppe und schlug sich, ständig in Gefahr, entdeckt und liquidiert zu werden, zu Fuß nach Hamburg durch, wo er sich im Keller seines Hauses so lange verbarg, bis der Krieg vorüber war. Dank seiner blendenden Englischkenntnisse – er

hatte nach seiner Leipziger Zeit einige Jahre im Ausland gelebt – wurde er der britischen Besatzung nun ein gesuchter Vermittler und stieg mit ihrer Hilfe und eigenem Elan bald zum erfolgreichen Unternehmer auf. Hamburg war damals noch eine Stadt vieler Buchverlage, und mein Vater stand mit viel »hanseatischem« Selbstbewußtsein in ihrer Mitte, genoß den Norden und seine Menschen und wob aus vollem Herzen mit am Mythos der »Hanseaten«.

Hamburg hat sich in den letzten Jahrzehnten zur zumindest landschaftlich schönsten deutschen Großstadt entwickelt, seine für eine Großstadt ungewöhnlich weitläufigen Park- und Grünanlagen, seine malerischen Wasserstraßen, seine aufpolierten Gründerzeit-Fassaden, seine großzügige Weite sind ein Fest fürs Auge – und das zu allen Jahreszeiten. In Lübecks geraden, engen Straßen zu flanieren, durch seine behaglichen Kaufmannshäuser zu streifen oder das in Deutschland unvergleichliche Holstentor zu bestaunen ist ein Hochgenuß. Bremens spätmittelalterliche Innenstadt, umgeben von grünenden, blühenden Wallanlagen und gesäumt vom breiten Weserstrom, ist nach dem Wiederaufbau erneut zu einer Perle des deutschen Nordens geworden. Hinter den Städten des Südens brauchen sich diese drei Städte nicht zu verstecken.

Die Kluft zwischen bayrischer und norddeutscher Lebensart, die zu überwinden mir einst so schwer gefallen war, löst keine Ängste mehr aus. Ohnehin haben sich ja die Unterschiede zwischen Nord und Süd in den letzten Jahrzehnten mit einer Geschwindigkeit abgeschliffen, die unsere Großeltern noch in Erschrecken versetzt hätte. Die Stadtbilder mit ihren inzwischen fast identischen Einkaufszentren, ihren austauschbaren Restaurant- und Café-Szenen, nicht zuletzt dem immer mehr angeglichenen kulturellen Angebot haben ihre Unverwechselbarkeit eingebüßt – und das nicht nur zu ihrem Vorteil. Deutschland ist klein geworden seit jenen Jugendjahren, da es zwischen München und Hamburg noch nicht einmal eine durchgängige Autobahn gab. München ist auch nicht mehr »Deutschlands heimliche Hauptstadt«. Eine neue Generation hat gelernt, daß Mobilität und Weltoffenheit beglückender und befreiender sein können als heimatseelige Bodenhaftung. Auch der Lokalpatriotismus ist zahmer geworden, tobt sich allenfalls in den Fußballstadien noch ekstatisch aus. Das einst so ferne Ziel einer europäischen Integration ist

greifbar nahe – wie viele Jahre haben wir nur davon geträumt, jetzt, beim Erwachen, befällt uns mitunter die Angst vor der eigenen Courage.

Um so anachronistischer muß eine Frage wie die nach Voraussetzungen und Lebensformen der »Hanseaten« erscheinen. Der deutsche Mikrokosmos ist nur ein kleiner Punkt auf der globalen Landkarte – wozu da noch das Nachdenken über regionale Abstufungen oder gar Gegensätze?

Und doch ist die Beschäftigung mit – soweit es sie denn gibt – den kleinen und großen Unterschieden in Mentalität, Vorlieben und Tugenden, Tarnungen oder Täuschungen, sind die feinen Widersprüche zwischen dem Verhalten bayrischer und mecklenburgischer, thüringischer und schwäbischer Landsleute in bestimmten Situationen noch immer eine lockende Herausforderung an unsere Beobachtungskräfte. Unter unserer gesamtdeutschen, erst recht unserer europäischen Identität, unserem bewußten und unbewußten Verhalten verbergen sich historisch gewachsene Schattierungen, die wir – teils mit Stolz, teils mit (Selbst-)Kritik – gerne hervorheben. Gerade in Zeiten (hoffentlich!) völkerverbindender Globalisierung ist das Nachdenken über die kleinen Unterschiede zwischen dem deutschen Süden und dem deutschen Norden kein Anachronismus. Und erst recht empfiehlt es sich, eigene unausgesprochene Vorurteile (wer ist schon ganz frei davon?) zuweilen gründlich zu überprüfen.

Mein Blick auf die Welt der »Hanseaten« ist der eines geborenen, aber zeitweilig exterritorialen Nordlichts. Nach 35 Jahren »da oben« fühle ich mich aber längst als Teil dieses »Hanseatischen«. Wo es um Kritik daran geht, bin ich nicht weniger als andere gemeint.

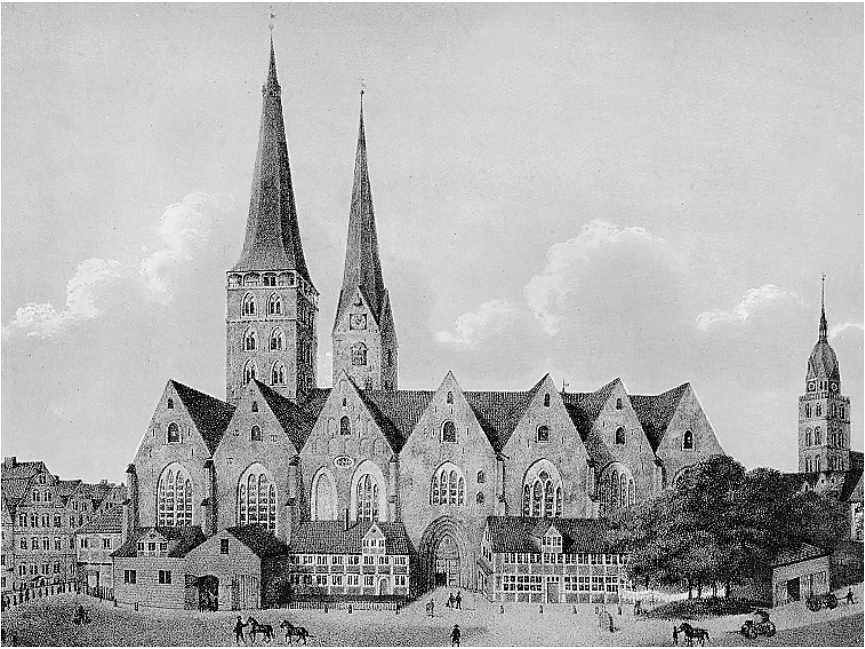
Meine in zwanzig Jahren unter Bayern distanzieren, aber nach mehr als dreißig Jahren unter »Hanseaten« dann doch noch skeptisch-patriotisch getönten Vorstellungen des Begriffs bedurften spätestens seit jener Zeit einer kritischen Überprüfung, da mir ein kritischer Freund anlässlich eines Geburtstages den Stempel des »Hanseaten« aufdrückte. Der das tat, war ein Mann mit ausgewiesenem Scharfblick, einer, der es wissen mußte, weil er selbst einige Jahre unter »Hanseaten« gelebt hat: Marcel Reich-Ranicki.

Aber wer ist überhaupt ein »Hanseat«, wer eine »Hanseatin«? Von »den« Hamburgern oder »den« Lübeckern oder »den« Bremern (der

Hamburgerin, der Lübeckerin, der Bremerin) zu sprechen, ist so absurd wie die irrwitzige, jede historische, geographische und psychologische Erfahrung auf den Kopf stellende Gewißheit, es gebe »die« Juden, »die« Kurden oder »die« Frauen. Sind auch »die Hanseaten« nicht nur ein über Gebühr strapaziertes Klischee? Anders gefragt: Gibt es sie überhaupt, diese »Hanseaten«?

Die bewußten oder unbewußten Vorurteile in unseren Köpfen, die zum Vorschein kommen, wenn wir einen Mitbürger als einen »typischen Hanseaten« bezeichnen, sind zahlreich. Franz Josef Strauß mag auf den ersten Blick als ein »typischer« Bayer, Helmut Schmidt als ein »typischer« »Hanseat« gelten – bei näherer Beschäftigung lösen sich solche Zuordnungen in viele Widersprüche auf. Dabei könnte sich wohl niemand den ersten als »Hanseaten«, den anderen als Bayern vorstellen. Wir glauben »instinktiv« zu wissen, was einen »Hanseaten« von einem Bayern unterscheidet, auch wenn wir nicht gleich an das satirische, durch die Redaktionstätigkeit beim »Simplicissimus« beeinflusste und wahrlich köstliche Bayern-Zerrbild Thomas Manns in den »Buddenbrooks« denken. Ist der zögerliche und in die Krankheit verliebte Hans Castorp, sind all die Buddenbrooks und Kistenmakers, die Hageströms, der Makler Gosch, der zwielichtige Hamburger Bendix Grünlich, sind Thomas oder Heinrich Mann wirklich »typische« »Hanseaten«? Die einschlägigen Insignien des »Hanseatentums« – »kühl« und »kunstfeindlich«, »sachlich«, »weltoffen«, »zurückhaltend«, »zuverlässig« oder »gelassen« – sind schnell dahingesagt und sagen doch so gut wie nichts. Und wer zu den »Hanseaten« gezählt werden will oder muß – darüber bestehen nicht zuletzt unter den »Hanseaten« selbst höchst gegensätzliche Ansichten. Bedarf es nicht erst der exponierten Teilhabe an politischer oder wirtschaftlicher Macht, einer herausgehobenen Stellung oder gar des Reichtums, vielleicht auch irgendeiner Verbindung zum Nautischen, um aus den Bewohnern und Bewohnerinnen der Hansestädte »Hanseaten« und »Hanseatinnen« zu machen?

Seitdem ich unter »Hanseaten« wohne, mit einer Hamburgerin verheiratet bin und einen »waschechten« Hamburger zum Sohn habe, bin ich nach allen Seiten hin von einer Familie umgeben, die ihre Zugehörigkeit zum »Hanseatentum« nicht in Zweifel ziehen lassen möchte. Um so mehr aber entziehen sich die Kriterien des »Hanseati-



Dome sind für die Ewigkeit gedacht. Doch den im 13. Jahrhundert als Backsteinbasilika erbauten, später erweiterten Dom zu Hamburg sollte ein anderes, seltsames Schicksal erwarten: Er wurde in den Jahren 1804 bis 1807 abgebrochen, da er wegen Baufälligkeit zu hohe Kosten verursachte, und zu seinem Unglück auch noch dem Bremer Bischof unterstand. Schon damals erwies sich die »hanseatische« Einheit als trügerisch.

schen« seither meiner Gewißheit. Es sei denn, ich machte es mir leicht und gäbe mich mit der bloß geographischen Definition zufrieden, die da heißt: »Hanseaten« sind eben die Bewohner »hanseatischer« Städte. Diese Definition erscheint auf den ersten Blick treffend. Sie erweist sich jedoch bei näherem Hinsehen als fragwürdig. Je länger man über »das« Hanseatische und seine Wurzeln nachdenkt, um so mehr verschwimmen seine Konturen, gerät man in ein Meer von Widersprüchen.

Wo in den Geschichtsbüchern von den »Hanseaten« die Rede ist, dominieren die von den tatsächlichen oder vermeintlichen »Hanseaten« selbst kreierte Formeln von der historischen Sonderrolle souveräner und freier Kaufmannsrepubliken. Als der deutsche Diplomat

und Journalist baltischer Herkunft Julius Wilhelm Albert von Eckardt in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Hamburg kam, um hier die Chefredaktion des »Hamburgischen Correspondenten« zu übernehmen, registrierte er überall »den Geschäftseifer« und die »Arbeitssolidität«, welche die reichen Kaufleute auf ihre Söhne stets weitervererben würden. Das entsprach in idealer Weise dem Bild, das die Hamburger selbst gerne von sich zeichnen. »Geschäfte zu machen, gute natürlich, ist die große Leidenschaft der Hanseaten. Es ist – wenn man ihn schon guten Gewissens mit einer Kunst in Verbindung bringen will – die einzige Kunst, die er hinlänglich beherrscht und mit Hingabe zu pflegen bereit ist«, meint Kurt Grobecker in einem launigen Büchlein, das »Hanseatische Lebensregeln« kommentiert und »zur Nachahmung empfiehlt«. Darin finden wir sie alle, die bekannten Laster und Tugenden der »Pfeffersäcke«, Seeleute und Versicherungsmakler, vor allem auch die der »Hanseatinnen«. Auch diese haben wir ja sogleich vor Augen. Fast immer sind sie so blond wie die blonde Inge in Thomas Manns Erzählung von Tonio Kröger, dem skrupulösen und isolierten Künstler inmitten der hanseatischen Bürgerwelt. Theodor Fontane läßt in seinem Roman »Frau Jenny Treibel« den Gatten das altbewährte »Hanseatinnen«-Klischee genüßlich darlegen, Hamburgerinnen seien »alle so zweifelsohne, haben innerlich alle so was ungewöhnlich Gewaschenes und bezeugen in allem, was sie tun und nicht tun, die Richtigkeit der Lehre vom Einfluß der guten Kinderstube. Man hat sich ihrer nie zu schämen und ihrem zwar bestrittenen, aber im stillen immer gehegten Herzenswunsche, für eine Engländerin gehalten zu werden, diesem Ideal kommen sie meistens sehr nah.« Wenige Zeilen weiter werden Treibels Schwelgereien dann noch an dessen hamburgischer Schwiegertochter Helene exemplifiziert, die »mit Dank gegen Gott, andererseits aber auch gegen Hamburg« erfüllt ist, weil ihre Tochter Lizzi eine Erziehung erfahren hat, »wie sie eben nur die Hamburger Tradition geben konnte«.

Ich möchte mich mit diesem Buch auf eine Spurensuche begeben und herauszufinden versuchen, wie es sich mit dem »Hanseatischen« verhält. Was ist dran an diesem Mythos, den die »Hanseaten« selbst pflegen und den andere verstärken, wenn man ihn an seiner Geschichte und an einigen Protagonisten mißt. Ich stütze mich überwiegend auf Lesefrüchte, auf Material, das vornehmlich aus Gesamt-

und Einzeldarstellungen zur »hanseatischen« Geschichte, aus (auto-)biographischen Quellen und Zeitschriften-Aufsätzen besteht. Dichter, die sich mit den »Hanseaten« gründlicher eingelassen haben, sollen diese Spurensuche erleichtern. Mein Buch will sich nicht mit wissenschaftlichen Federn schmücken und auch kein Geschichtsbuch sein – es will von »hanseatischen« Menschen, ihren Schicksalen, ihren Beweggründen erzählen und einem seltsam unscharfen Mythos nachspüren.

Als der Hamburger Arzt Johann Jakob Rambach zu Beginn des 18. Jahrhunderts seine Vaterstadt und ihre Bewohner(innen) in einem bemerkenswerten Buch porträtierte, meinte er einleitend: »So gestehe ich, daß ich selbst den Plan meines Buches nicht ganz billige, ... manche werden mir auch den Vorwurf machen, daß ich zuweilen zu weitläufig gewesen bin und Dinge mit hereingezogen habe, die teils bekannte sind, teils zu Hamburg keinen unmittelbaren Bezug haben. Ich finde diesen Vorwurf nicht ungerecht.« Vielleicht wird man mir ähnliche Vorwürfe machen können. Ich will mich jedoch bemühen, nicht so weit zu gehen wie Rambach, der über die Leute aus Hamburg meinte: »Man findet bei sehr vielen so viel Widersprechendes, daß man sie vielleicht am besten schildern würde, wenn man von ihnen sagte, sie hätten gar keinen Charakter.«

II. Navigare necesse est

Vom Städte- und Männerbund der Hanse



»Hanseat« – die vermeintlichen Erben der alten Hanse – gelten als welttoffen, urban, nüchtern und zuverlässig, aristokratisch reserviert und steif, den Sinn eher auf den Kommerz als auf das Kulturelle gerichtet«, meint Rainer Postel, einer der Autoren des Katalogs zur Hamburger Ausstellung »Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos«, die im Jahr 1989 Besucherströme in das Museum für Hamburgische Geschichte lockte und einen umfassenden Einblick in den Stand der Forschung vermittelte. Die Ausstellung und ihre beiden voluminösen Katalogbände dokumentieren die bisher umfassendste Arbeit zu diesem Thema und führen den Leser umsichtig und auf anschauliche Weise in die verborgensten Winkel und Ecken der Hansezeit. Was die Hanse einst war, wann und wo sie ihre höchste Entfaltung erreichte und wann ihr Niedergang begann – wir haben es einmal in der Schule gelernt und das meiste bald wieder vergessen. Abgesehen von einigen spannenden Seeräuber-Legenden ist diese Geschichte, anders als manche Königs- und Fürstendramen, nicht unbedingt aus dem Stoff, aus dem die jugendlichen Träume sind, denn es geht vor allem um europäische Stadt- und Wirtschaftsgeschichte, also um Geld. Die Zeit der Hanse ist von Historikern oft rekonstruiert, von Erzählern liebevoll ausgemalt und von patriotischen Chronisten bewundernd – zuweilen auch mit nationalistischen Untertönen – heroisch überhöht worden. Aber was wäre die Forschung ohne stets neue, offene Fragen, und so weist auch Volker Henn im Hamburger Katalog darauf hin, daß sich »das Phänomen ›Hanse« dem erkennenden Zugriff des Historikers immer wieder entzieht ... Die Hanse hat nicht nur die Zeitgenossen ... über ihr Wesen und ihre Rechtsnatur im unklaren gelassen, sie hat auch den Nachlebenden manches Rätsel aufgegeben.«



Die Hanse und ihre Schiffe: stolze Zeichen einer geschäftigen Kaufmannswelt.

Die Rätsel beginnen bereits mit der Frage: Was war die Hanse? Das Wort – Jakob Grimm hat es dem deutschen Germanistentag von 1847 in Lübeck handschriftlich bestätigt – kommt aus dem Gotischen und bedeutet Schar oder Gemeinschaft. Im Mittelalter meinte man damit Gemeinschaften von Kaufleuten. »Hanse« bezeichnet daneben die Abgabe, die man für die Zugehörigkeit zu einer solchen Gemeinschaft bezahlen mußte, oder auch deren gemeinsames Recht. So wird das Wort »Hanse« für viele »Hansen« verwendet; spezielle Aufschlüsse über das Wesen »der deutschen Hanse« ergeben sich jedoch nicht«

(Henn). Gemeinhin versteht man unter der Hanse jenen norddeutschen Städtebund, dessen Kaufleute gemeinsamen Niederlassungen im europäischen Ausland verpflichtet waren, ohne sich freilich politisch und wirtschaftlich enger aneinander zu binden. Die Zahl solcher Hansestädte schwankt in der Forschung zwischen mindestens siebzig und äußerstenfalls zweihundert. Nicht nur Städte wie Lübeck, Hamburg oder Bremen, Danzig, Rostock oder Wismar, die man häufig nennt, wenn von der Hanse gesprochen wird, sondern auch Köln und Berlin (ein schöner Gedanke: »Haupt- und Hansestadt Berlin«), Braunschweig und Greifswald, Königsberg und Breslau, Wisby und Reval, Krakau und Stockholm zählten zeitweilig dazu sowie der Deutsche Orden als einziges nichtstädtisches Mitglied. Die Hauptschlagader der Hanse bildete die Achse Nowgorod–Reval–Riga–Wisby–Danzig–Stralsund–Lübeck–Hamburg–Brügge–London. Beschlüsse wurden grundsätzlich mit Stimmenmehrheit und ohne Berufungsmöglichkeit auf den sogenannten Tagfahrten, den Zusammenkünften der Hansepartner, gefaßt.

Unklar ist, wann und wo die Hanse ihren Anfang genommen hat. Sie ist nicht an einem Tag und an einem Ort entstanden, sondern hat sich gewissermaßen schleichend entwickelt. »Urkundlich werden die Kaufleute der *hansa Alman(ie)* erstmals 1282 erwähnt, doch ist an dieser Stelle nicht die Hanse in ihrer Gesamtheit, sondern lediglich die Londoner Kontorgemeinschaft gemeint. Ein über die einzelne Kontorgemeinschaft hinausgehendes Zusammengehörigkeitsbewußtsein der niederdeutschen Kaufleute im Ausland wird quellenmäßig erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts sichtbar, zuerst vermutlich in Norwegen, wo König Magnus Eriksson 1343 den wendischen Städten und allen Kaufleuten *de hansa Theutonicorum* Handels- und Zollfreiheiten verbietet, und wenige Jahre später im Westen: Als 1351 ein englischer Kaufmann, der angeblich an der Plünderung eines Greifswalder Schiffes im Zwin beteiligt gewesen war, auf massiven Druck der deutschen Kaufleute in Sluis gerichtlich verurteilt und hingerichtet wird, reagiert der englische König mit Arrestbefehlen gegen die Waren der hansischen Kaufleute in England« (Henn).

Seit dem 15. Jahrhundert hatte sich für die großen Hanse-Niederlassungen in London, Nowgorod, Bergen und Brügge die Bezeichnung »Kontor« (eine Eindeutschung des französischen *Comptoir*)



Auch ein Bürgermeister war in Lübeck nicht immer seines Lebens sicher, zumal wenn er sich glücklos als Feldherr versuchte. Johann Wittenborg bezahlte für die Niederlage der Hanse gegen Dänemark – vielleicht auch für seine Schulden – mit dem Leben.

durchgesetzt – ein Begriff, mit dem der selbstbewußte »hanseatische« Kaufmann noch heute gerne das Wort »Büro« vermeidet. Mehr als vierhundert Jahre lang hat die Hanse, ohne daß die Mitglieder sich untereinander durch feste Verträge gebunden hätten, Politik und Wirtschaft im Nord- und Ostseeraum entscheidend geprägt, »weil die hansischen Kaufleute dank der Überlegenheit ihrer Koggen und der entwickelteren Handelstechniken lange Zeit allein in der Lage waren, den für alle Beteiligten lebenswichtigen und gewinnbringenden Warenaustausch zwischen dem rohstoffreichern Osten und dem gewerblich hochentwickelten Westen zu bewältigen« (Henn). Natürlich schloß die gegenseitige Abhängigkeit schwere innere Konflikte nicht aus, wo immer es um Handelswege und strategisch wichtige Positionen ging. Des öfteren mußte die Hanse zum Waffengang aufrufen, um sich gegen unliebsame deutsche und europäische Konkurrenz zur Wehr zu setzen. Dann hatten die Partnerstädte Kriegsmaterial und Schiffe zur Verfügung zu stellen und sogar die Ratsherren höchstselbst zur Waffe zu greifen. In solch schwierigen Zeiten hatten